

einigten Deutschland von heute noch nicht gefunden hat. Diese ideologische Heimatlosigkeit ließ sich – wie geschehen – mit politischen und moralischen Argumenten zwar relativ leicht niedermachen. Doch wurde dabei übersehen, dass die Vita dieser Autorin keineswegs nur aus sozialistischer Heilserwartung gespeist wurde. Sie hat sich ihre Themen nicht nach ihrem Gusto aus freier Wahl vornehmen können. Sie waren ihr vorgegeben. Texte wie *Medea*, *Kassandra* oder *Was bleibt?* machten ihre eingeschüchterte, aber auch selbstkritische Position kenntlich. Als sie vor Jahren mit dem Nelly-Sachs-Preis geehrt wurde, fragte sie: »Müssen wir nicht damit anfangen, eine Liste der verlorenen Wörter anzulegen, so wie die Naturforscher Listen der aussterbenden Arten angelegt haben, die täglich länger werden?«

Es war diese Spurensuche, das Bewahren- und Rettenwollende, das Christa Wolf

immer wieder an die »Grenzen des Sagbaren« stoßen ließ. Eine Gratwanderung und Heimatsuche zugleich. In einem Brief an einen »Herrn D.« aus Freiburg im Breisgau schrieb sie 1982 die prophetischen Worte: »In einer ganz oder teilweise falschen, selbstgefälschten Realität zu leben, bedeutet auch, dass Rausch und Wahndenken nahe liegen.« Dass sie auch nach der Wende im Westen die »Rachsucht der ehrgeizlosen Talentlosen« erfuhr, hat sie jahrelang verstummen lassen. Es war dies eben ein Phänomen, das ihr auch schon in der DDR begegnet war: Hier wie dort konnte sich Niedrigkeit im Zeichen einer selbstgerechten »besseren gesellschaftlichen Moral« ungehemmt austoben. Was bleibt, fasste sie in die für sie typische Fragestellung: »Unser ganzes Leben kann doch nicht falsch gewesen sein. Es gibt kein Leben im falschen, aber wo gibt es ein richtiges, in dem man richtig leben könnte?«

Klaus Harpprecht

Die Linke, die aus dem Schatten Stalins trat

Jorge Semprún und das intellektuelle Abenteuer des Jahrhunderts

Es braucht keine kleine Portion Courage, das biografische Porträt eines Menschen zu schreiben, der noch unter uns weilt (und gottlob nicht daran denkt, sich rasch davon zu machen). Dass Franziska Augstein sich auf keine Hagiographie einlassen würde, versteht sich bei der Autorin von selbst. Sie entwirft mit distanzierter Sympathie ein wahrhaftiges und kritisches Lebensbild des großen Franco-Spaniers, der das intellektuelle Abenteuer des 20. Jahrhunderts auf seine Weise bestand: als Repräsentant einer Linken, die gerade noch rechtzeitig aus dem Schatten Stalins heraustrat.

Ist es vermessen oder gar taktlos, die Distanz der Autorin mit einem leisen Seufzer des Bedauerns zu vermelden, weil der diskrete Abstand selten einen Blick auf die private Existenz des Politikers und Literaten erlaubt? Eher beiläufig attestiert die Autorin dem Heranwachsenden, er sei »ein schöner, hochgewachsener Junge« gewe-



Klaus Harpprecht

(* 1927) Mitherausgeber der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, war Redenschreiber und Berater von Willy Brandt. Er ist seit langem als Journalist für zahlreiche Zeitungen tätig und seit letztem Jahr Mitherausgeber der *Anderen Bibliothek*. Neu erschienen: seine Biografie über Marion Gräfin Dönhoff.

sen: »Seine ernsthafte, auch melancholische Miene zeugte von Künstlertum und Wagemut, die viele Frauen gern an Männern sehen, denen sich hinzugeben sie nur zu geneigt sind.«

Wir müssen uns mit dieser Andeutung begnügen. Nur die erste Ehe Semprúns mit der Schauspielerin Loleh Bellon und ihr rasches Scheitern fanden in den Unterhaltungen der Autorin mit Semprún eine gewisse Aufmerksamkeit. Der Mann, dessen blendende Erscheinung dem klassischen Klischee des *latin lover* nahe kam, könnte in seiner realen Existenz nicht immer ein erotischer Draufgänger, sondern eher verkrampft gewesen sein: womöglich das Erbe einer schwierigen Kindheit, die vom frühen Tod der Mutter (aus dem herzoglichen Geschlecht der Mauro) überschattet war. Zu allem Unglück heiratete der Vater die Schweizer Gouvernante Annette Litschi, von der Franziska Augstein schreibt, sie habe auf die Kinder »wie ein Feldwebel in Röcken« gewirkt: sie verprügelt Semprúns jüngere Geschwister. Doch vielleicht war ihre strenge Energie ganz nützlich, als die Familie durch den Sieg des Caudillo aus dem Lande getrieben wurde und sich in den bescheidenen Verhältnissen der Fremde einzurichten hatte. Der Vater – ein passionierter Republikaner, trotz der großbürgerlichen Herkunft – übernahm zunächst das Amt eines Geschäftsträgers der Exilregierung in Den Haag. Nach der Anerkennung des Franco-Regimes war es damit vorbei. Paris bot nur eine karge Existenz. Jorge Semprún wurde ins Internat gesteckt. Im dritten Jahr der Okkupation durch die Wehrmacht schloss sich der Jüngling der *Résistance* an, wurde wenig später verhaftet, von der Gestapo gefoltert und endlich nach Buchenwald transportiert, wo ihn die Kommunisten – die das »Innenleben« des Lagers beherrschten – unter ihre schützenden Fittiche nahmen. Die Solidarität der Genossen half ihm zu überleben – das und womöglich mehr noch das Bewusstsein, dass er nicht als Opfer eines kollektiven Schicksals auf den Tod

zu warten hatte, sondern dass er gegen den Feind, mit dem das Urböse über die Menschheit herfiel, mit seinen geringen Mitteln gekämpft hatte. 19 Jahre zählte er, als ihn die Amerikaner befreiten.

Das Lager hat ihn tiefer geprägt als jedes andere Element seiner Existenz. Er nannte es seinen »Bildungsroman«. Doch seine frühen Versuche, über die Heimsuchung zu schreiben, sind sämtlich gescheitert. Erst 1963, nahezu zwei Jahrzehnte nach der Deportation, gewann er die geistige und moralische Freiheit, sein Lebensthema zu einem Buch zu formen: *Le Grand voyage* (vom prominentesten der französischen Verlage, den *Editons Gallimard*, gedruckt) – nicht zufällig an der Schwelle seines Bruchs mit der Kommunistischen Partei endlich niedergeschrieben: mit der Partei, nicht der »Idee«, vielleicht nicht einmal der »Bewegung« (obwohl er sich von den Sekten der Exkommunizierten fernhielt, auch von den elitären Gemeinden der Trotzkisten). Noch 1969 behauptete er voller Emphase: »Ich bin kein ehemaliger Kommunist – ich bin Kommunist!«

Er blieb es nicht. Knapp zwei Jahrzehnte nach diesem Bekenntnis wurde er von dem Sozialisten Felipe Gonzáles – dem glänzendsten Talent der jungen spanischen Demokratie, das er einst als »sozialfaschistisch« verachtet hatte – zum Kulturminister in Madrid berufen: ein später Exkurs in die politische Verantwortung, über den man gern mehr erführe. Doch die Begegnung mit der Macht, von der er einen Zipfel in den eigenen Händen hielt, scheint ihm nicht das wahre Glück beschert zu haben.

Die forschende Neugier der Porträtistin konzentriert sich auf die Lagererfahrung und mit gleicher Intensität auf Semprúns kommunistisches Engagement, zu dem ihm die Lektüre von Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewusstsein* intellektuell die Tür geöffnet hat. Alle Welt wusste von Stalins Verbrechen, als er sich der Partei genähert hat, und der Schock über den skandalösen Pakt mit dem Nazi-Reich war in

den Seelen vieler Genossen noch keineswegs verebbt. Semprún kümmerte das nicht. Für ihn zählte, nach dem Einfall der großdeutschen Divisionen in die Sowjetunion, nur der Kampf gegen den Erzfeind: Hitler und seine monströse Machtmaschine. Stalinist war auch der geniale Malraux, wie wir von Franziska Augstein erfahren – ein grandioser Selbstdarsteller, der seinen Opportunismus hinter dem Bombast seiner Auftritte tarnte. Semprún betonte später, er sei nie ein »kultureller Stalinist« gewesen, aber die Autorin klärt uns darüber auf, dass auch er »peinliche Verse auf Stalin und allerlei sozialistischen Kitsch« geschrieben habe. An den Schauprozessen gegen Rajk in Budapest und Slánský in Prag hielt er sich nicht auf, obwohl die Slánský-Tragödie bewies, »dass der Antisemitismus auch dem Sowjetreich nicht fremd« war, wie sich Franziska Augstein milde ausdrückt. Der »Ärzte-Prozess« in Moskau kündigte in Wahrheit eine mörderische Kampagne gegen die überlebenden Juden in der Sowjetunion an, die der Menschheit nur durch den Tod des Diktators erspart blieb. Semprúns Intelligenz und seine Sprache waren in einem erstaunlichen Maße gleichgeschaltet. So schrieb er über Sartre

in seiner Zeitschrift *Cultura y Democracia*, in seinen Werken spiegle sich »die verzweifelte, pessimistische und würdelose bourgeoise Dekadenz«. Noch 1954 rief er: »Gäbe es die Sowjetunion nicht, würde es sich nicht lohnen zu leben«.

Später bestand er darauf: »Wer vom Nationalsozialismus redet, sollte vom Stalinismus nicht schweigen«. Doch die Autorin will sorgsam unterschieden wissen: »Der Stalinismus stellte die verbrecherische Pervertierung von ursprünglich universalen, menschenfreundlichen Ideen dar. Der Nationalsozialismus hingegen war in seinem Kern und von Anbeginn menschenverachtend, war darauf aus, bestimmte Menschen zu vernichten.« Das trifft, was die Nazis angeht, ganz gewiss zu. Doch die Pervertierung des Kommunismus begann nicht mit Stalin, sondern in Wahrheit mit dem Terror der Leninisten. Und es lohnt sich, darüber nachzudenken, dass es kein einziges kommunistisches Regime gab, das nicht zur kriminellen Diktatur entartet ist: von China bis nach Kuba. Natürlich geht es nicht an, die DDR mit dem nazistischen Deutschland über einen Kamm zu scheren. Die Ost-Republik war kein totalitärer Staat im Sinne Hannah Arendts. Doch eine »gemütliche

Diktatur« (nach der leichtfertigen Formel von Günter Grass) war sie für die Häftlinge in Bautzen kaum – vielmehr ein perfektes Überwachungsregime, das seinen Bürgern kraft eines flächendeckenden Informantensystems nicht die geringste Chance für die Entwicklung zur Mündigkeit ließ.

Mit der französischen KP hatte Semprún kein Glück. In seiner Zelle 722 fanden sich zwar einige der eindrucksvolleren Charaktere von St-Germain-des-Prés zusammen: Marguerite Duras und ihr Mann Robert Antelme, Edgar Morin und Dionys Moscolo. Das steigerte freilich auch die Qualität der Intrigen. Die Duras und Antelme wurden, in stalinistischer Manier, des »Abwechslertums« beschuldigt – Semprún stimmte nicht für den Ausschluss der beiden. Er selber gab nach einem Wohnungswechsel seine Mitgliedschaft in der KPF – der am radikalsten stalinisierten Partei im Westen – stillschweigend auf und wandte sich umso intensiver den spanischen Genossen zu. 1953 brachte er es endlich zuwege, vom Parteichef Santiago Carrillo – einst der Wachhund Stalins im Bürgerkrieg – in geheimer Mission nach Spanien geschickt zu werden. Sein Auftrag: die Intellektuellen und Künstler gegen das Franco-Regime zu mobilisieren. Als Federico Sánchez (der wichtigste seiner vielen Tarnnamen) führte er »ein Leben im als-ob, das mit dem Tod enden konnte«. Dennoch waren die Jahre im Untergrund vielleicht die glücklichsten seines Lebens, obwohl er zu jeder Stunde tagaus, nachtein auf der Hut sein musste (denn er stand rasch als einer der meistgesuchten Regime-Gegner auf den schwarzen Listen der Polizei), von der Folter und von der Exekution bedroht: doch er kämpfte, zuweilen tollkühn, um wichtige Kontakte aufzunehmen – und er kämpfte für ein Ziel des Friedens, denn nach seiner und Carrillos Einsicht setzte der Sturz des Franco-Regimes die Versöhnung mit den Gegnern in den Jahren des Bürgerkrieges voraus.

Dank der Verständigung mit Carrillo stieg er in den Rängen der Partei mühe-

auf: 1954 wurde er Mitglied des Zentralkomitees (das 39 Mitglieder und 22 Kandidaten zählte), zwei Jahre später Mitglied des Politbüros. Der Konflikt mit dem Parteichef war vorgezeichnet, als sich Semprúns Kritik an der nach-stalinistischen Verkarstung der Sowjetunion verschärfte und er zugleich die ersten euro-kommunistischen Regungen unter den italienischen Genossen aufnahm (bei denen der Verfasser dieser Betrachtung Carrillo im Jahre 1973 begegnet ist). Der Parteiausschluss traf ihn dennoch hart. Franziska Augstein schreibt, sein »Élan vital« sei »abhanden gekommen« und eine »innere Sprungfeder zerbrochen«. Nach einer Regenerationsfrist wurde deutlich, dass sein Parteitod die eigentliche Geburtsstunde des Schriftstellers war – unter dem Geleit von Mnemosyne, der Göttin des Gedächtnisses, mit der Zeus die neun Musen gezeugt hat.

Mit dem Spürsinn der erfahrenen Journalistin und der Exaktheit der gelernten Historikerin weckt die Autorin die exaltierten Charaktere und die wirre Szenerie des »linken Paris« in der Nachkriegsepoche zum Leben, und eindringlich zeichnet sie die Entwicklung des franquistischen Spanien nach, das für uns so weit entrückt war. Das sind mitreißende Leistungen, bezeichnend vor allem durch die sprachliche Qualität des Buches, in dem sich das Talent des Vaters zur zugespitzten Formulierung mit der stilistischen Sensibilität ihrer Mutter, der Übersetzerin Maria Carlsson, aufs schönste vereinen. Die deutschen Intermezzi, mit denen die Autorin ihren Lesern den Zugang zur Welt Semprúns leichter zu machen versucht, hätte es vielleicht nicht immer gebraucht. Manchmal halten sie unsere Anteilnahme eher auf. Die Bewunderung für den Talentbeweis, als den das Buch zu preisen ist, mindert diese Anmerkung nicht.

Franziska Augstein: Von Treue und Verrat. Jorge Semprún und sein Jahrhundert. Verlag C.H. Beck, München 2008. 382 S., € 24,90.